

Sterbelehre als Lebenslehre

Martin Mollers „Manuale de praeparatione ad mortem“ (1593)

Axel Stockmeier / zum 22. August 2006

VON ELKE AXMACHER

Als „ein rechtes Trostbüchlein fürs selige Ende“ führt Constantin Große Mollers „*Handbüchlein*“ ein. „Hier erteilt der erfahrene Seelsorger gründlich und allseitig klar, einfach und herzlich Unterricht über seliges Sterben in 9 Kapiteln in Frage und Antwort. Jede Antwort mündet in ein Gebet aus.“ So charakterisiert der Autor des Buchs über die „Alten Tröster“ einleitend Mollers Sterbebüchlein. Ich gebe auch den Inhalt der Schrift mit Großes Worten wieder:

Kap. 1 [...] handelt von der Ungewißheit der Todesstunde, wie nötig daher ein christliches Leben sei, und selig sterben zu lernen. Kap. 2 [...] lehret darum von der nötigen Buße und den drei Stücken: Reue und Leid mit Erkenntnis, dem Glauben an den Versöhner, dem neuen Gehorsam nach den 10 Geboten. Kap. 3 [...] zeigt sechs Stücke für die Erhaltung des christlichen Lebens (Gotteswort, Taufe, Abendmahl, Kreuz, Beruf, Gebet [...]) Kap. 4 [...] weist in 9 Stücken auf das rechte Verhalten in Krankheiten. Kap. 5 [...] giebt Trost bei allerlei seltsamen Gedanken in Krankheiten. Kap. 6 [...] giebt an, wie man trotz Todesfurcht doch selig sterben kann. Kap. 7 [...] tröstet, wie man das Grauen vor Tod und Grab weiter überwinden kann. Kap. 8 [...] enthält 58 Trostsprüche und Seufzer für Sterbende, dazu 10 Gebete und Lieder, empfiehlt solche zum Singen und Seufzer und Verse zum Gebet in der Todesstunde und spricht vom Verhalten der Umstehenden. Kap. 9 [...] schließt mit der Beschreibung der letzten Dinge.¹

Mit diesem Zitat habe ich nicht nur die Aufgabe einer einführenden Inhaltsübersicht delegiert, sondern – hoffentlich – zugleich auch Fragen provoziert und Zweifel geweckt, Zweifel etwa daran, ob das, was nach diesen Ankündigungen von Moller zu erwarten ist, überhaupt noch etwas mit uns zu tun hat. Sind es nicht ganz andere Probleme, die uns heute beim Gedanken an Tod und Sterben bedrängen? Statt eines seligen Sterbens wünschen wir uns den schnellen, schmerzlosen Tod; statt des Jüngsten Gerichts fürchten wir die Macht der Apparatedizin und ihrer (Be-)Diener, die uns ein Sterben in Würde verwehren. Wir brauchen keine Anleitungen für die das

¹ Constantin Große, Die Alten Tröster, Hermannsburg 1900, S. 105f.

Sterben begleitenden Verwandten und Freunde, weil meist allein in sterilen Klinikräumen gestorben wird. Die Frage, auf die das alles hinausläuft, lautet daher schlicht so: Sind diese Alten Tröster nicht *zu* alt für uns? Der Trost all dieser Sterbebüchlein vor, neben und nach Mollers *Manuale* mochte haften, solange die zwei Hauptargumente ihn stützten: der ungebrochene (oder zumindest nicht bestrittene) Jenseitsglaube und der Glaube an die Trennung der unsterblichen Seele vom vergänglichen Leib im Tode. Wenn der Seele ein besseres Leben nach dem Tod verheißen ist, ist in letzter Konsequenz die Sehnsucht danach plausibel, wie sie uns heute noch in den Sterbeliedern im Gesangbuch oder in Bachs Kantaten (in Text und Musik!) begegnet.

Letzte Stunde, brich herein,
 Mir die Augen zuzudrücken.
 Laß mich Jesu Freudenschein
 Und sein helles Licht erblicken,
 Laß mich Engeln ähnlich sein!
 Letzte Stunde, brich herein!²

Dieser Arientext stand im Ostergruß einer jungen polnischen Musikstudentin, die gerade dabei ist, sich die Welt der Bachkantaten zu erschließen. Bei den meisten ihrer deutschen Kommilitonen wäre sie damit vermutlich auf Unverständnis und Ablehnung gestoßen. Sie würden wohl eher dem Historiker und Kulturwissenschaftler Arthur E. Imhof zustimmen, der „eine *Ars moriendi* für unsere Zeit“ proklamiert und sie unter das Motto gestellt hat: „Erfüllt leben – in Gelassenheit sterben“.³ Seine These lautet: Wer nach dem einfach zu konstatierenden allgemeinen Ende des Jenseitsglaubens die in unserer Weltregion unbestreitbar gewachsenen technischen, kulturellen und wirtschaftlichen Möglichkeiten einer sinnvollen Lebensgestaltung wahrnimmt, bedarf keines Trostes beim Sterben. Er wird – in Anlehnung an die alte *ars moriendi* – sich im Leben einüben in die Kunst des Sterbens, und das heißt jetzt: „so erfüllt zu leben, daß an seinem naturgegebenen Ende die Bereitschaft besteht, es auch ohne Aussicht auf eine Fortsetzung ‚zur rechten Zeit‘ loszulassen“.⁴

Der sterbende Mensch wird also an sein Leben gewiesen, genauer: an das, was er daraus gemacht hat, und er hat sein Leben zu führen im Wissen

2 BWV 31: Osterkantate.

3 Arthur E. Imhof, *Ars moriendi. Die Kunst des Sterbens einst und heute*, 1991; ders., *Erfüllt leben – in Gelassenheit sterben – eine Ars moriendi für unsere Zeit*, 1996, Internet-Ausdruck.

4 Imhof, *Erfüllt leben* (wie Anm. 3), S. 6.

darum, dass er selbst die einzige Urteilsinstanz ist, die über Gelingen oder Nichtgelingen dieses Lebens zu entscheiden hat.

Exkurs: Eine gründliche Auseinandersetzung mit diesem Verständnis des menschlichen Lebens ist hier nicht möglich. – Nur einige Gedanken zu dem, was hier geschieht: Der Mensch, der „Anfang, Mitt’ und Ende“ des Lebens bereits weitgehend unter seine Verfügung und Kontrolle gebracht hat (Stichwort „Lebensplan“: Imhof), muss konsequenter Weise auch sein eigener letzter Richter sein. Wer wagte zu hoffen, dass er auch sein Retter und Versöhner sein würde? Wer kann sich selbst gnädig sein? Die Einbeziehung der (natürlich auch säkularisierten) Eschatologie in die Selbstkonstitution des Menschen bedeutet die endgültige Identifizierung des Menschen mit sich selbst und ausschließlich mit sich allein – eine Ganzheit, durch welche die *incurvatio in seipsum* (die Verkrümmung auf sich selbst – Luther) auf Dauer gestellt und zum Konstitutionsprinzip erklärt wird. Nicht mehr hat er als Ebenbild Gottes sein Sein im Gegenübersein zu dem, der ihn sein lässt, wie er *nicht* ist, und der ihn nicht mit sich allein lässt. Das Gericht, das nach traditioneller Vorstellung über das ewige Schicksal des Menschen entscheidet, ist der bildhafte Ausdruck für die Wahrheit, dass der Mensch das Ganze seines Lebens nicht in die Hand bekommt, zu seinem Heil *nicht* mit sich identifiziert wird, sondern ins Offene eines selbst durch den Tod nicht abschließbaren Mitseins in der Liebe befreit wird – der Liebe als der einzigen Seinsweise, in der das Ich ganz außer sich beim anderen ist und so allein wahrhaft bei sich selbst. Der Verlust der Transzendenz, von dem heute fast beiläufig wie von einer Selbstverständlichkeit geredet wird, bedeutet ein Verschließen des Horizonts, dessen Folge noch gar nicht ins durchschnittliche christliche und auch nicht ins atheistische Bewusstsein gedrungen ist. Das Ende der Menschheit, die davon durchdrungen wäre, dass das Leben total in sich abgeschlossen (verschlossen) ist, erscheint vor mir im Bild des geistigen Erstickungstodes. Oder mit dem alten religiösen Bild: Es wäre die Hölle. Die Wahrheit dieses Bildes läge dann darin, dass der Mensch in das ewige Alleinsein mit sich selbst eingeschlossen, d.h. endgültig nicht mehr offen ist für das, was nicht Ich ist. In diese Hölle weist das Menschenbild dieser Kulturwissenschaft ein, und wie jede Hölle, die Menschen sich selbst und gegenseitig bereiten, wird auch diese anders benannt: Hier besonders anspruchsvoll als neue *ars moriendi*, als vernünftiger Umgang des Menschen mit seiner begrenzten Lebenszeit. Dass die Philosophie, die dahinter steht, zutiefst inhuman ist, zeigt sich an der entlarvenden „Großzügigkeit“, mit der über die Frage hinweggegangen wird, wie denn *die* in Gelassenheit

sterben sollen, die ohne eigene Schuld kein erfülltes Leben hatten. Ihnen wird gesagt, sie sollten ebenfalls einen Lebensplan machen, wenn auch einen verkürzten. Wenn das gelinge, sei die Frage nach der Länge des Lebens unwichtig. Und immerhin könne heute der größte Teil der (deutschen!) Bevölkerung in den Genuss der „sicheren Lebenszeit“ kommen. Jeder hat sie so zu nutzen, dass er sich selbst am Ende das Rechtfertigungsurteil sprechen kann: Gelungen! – gibt es auch ein Verfehlen? An welchem Maßstab wird gemessen? Lebensplan erfüllt – oder „Pech gehabt“? Auf der Straße des Erfolgs gelaufen oder auf der Verliererbahn zurückgeblieben? Reicht das aus, um „in Gelassenheit sterben“ zu können? – Die Brücke, die Imhof von der alten *ars moriendi* zur gegenwärtigen schlagen will, ruht auf allzu dünnen Pfeilern. Zwischen dem Sieg über die Todesfurcht aufgrund der Hoffnung über dieses Leben hinaus auf der einen Seite und der Feststellung: „Für die meisten von uns besteht das Leben nur noch aus dem irdischen Teil. Der Sterbeprozess läutet das definitive Schlusskapitel ein“, auf der anderen gibt es keine Vermittlung. Und solange es nicht gelingt, die „Schöne neue Welt“ (Aldous Huxley) zu kreieren, in der das Sterben als „Vaporisieren“ in eine Reihe mit anderen künstlich erzeugten Lebensprozessen zu stehen kommt, wird sich der Mensch nicht mit dem Programm der Lebensplanerfüllung zufrieden geben, also auch nicht die Todesangst verlieren. Das hat schon Friedrich Nietzsche gewusst, der jenes „erfüllte Leben“ in der grauenvollen Vision des „letzten Menschen“ entlarvt – der „das Glück erfunden“ hat und der dies braucht: „Ein wenig Gift ab und zu; das macht angenehme Träume. Und viel Gift zuletzt, zu einem angenehmen Sterben.“⁵

Mit diesen Bemerkungen zur alten und zur neuen *ars moriendi* möchte ich nur das Spannungsfeld skizzieren, innerhalb dessen eine theologische Beschäftigung mit Mollers einst viel gelesenem Sterbebüchlein sich vollzieht – ob man das beabsichtigt oder nicht. Denn als Menschen unserer Zeit können wir uns die geistige Situation, die unser Leben bestimmt, nicht aussuchen – so gewiss wir allerdings dazu Stellung nehmen können. Ich halte es nicht für sehr fruchtbar, die theologischen Fragen, die sich aus dieser neuzeitlichen Situation ergeben, von der Betrachtung der alten Erbauungsliteratur, also auch der Sterbebücher, grundsätzlich auszuschließen

5 Friedrich Nietzsche, Vorrede „Zarathustra“, KSA 4, S. 19f. – Vgl. zum Ganzen Gunda Schneider-Flume, *Leben ist kostbar. Wider die Tyrannei des gelingenden Lebens* (2001). – Zur Auseinandersetzung mit der mittelalterlichen *ars moriendi* und zur Kritik an der Theorie vom „natürlichen Tod“ vgl. auch Helmuth Rolfes, *Ars moriendi. Eine Sterbekunst aus der Sorge um das ewige Heil*, in: *Ars moriendi. Erwägungen zur Kunst des Sterbens*, hg. von Harald Wagner, Freiburg 1989, S. 15–44.

und sich auf eine rein historische Bestandsaufnahme zu beschränken. Im Hintergrund, aber deutlich bewusst steht hinter solcher Beschäftigung doch immer das existentielle Interesse an dem Thema, das ein Text behandelt. Selbstverständlich geben wir ihm nicht statt in dem plumpen Sinne einer „Nutzanwendung“ für uns heute, sondern im Sinne eines begleitenden Problembewusstseins. Es hält präsent, dass theologische Rede immer eine Vermittlung zwischen verschiedenen Zeiten, Kulturen, Geisteshaltungen und geschichtlichen Konstellationen leisten muss. Ich frage also nicht: Was hat Mollers Schrift uns heute noch zu sagen?, sondern: Was sagt Mollers Schrift den Menschen seiner Zeit? Gibt es darin etwas, was *von sich aus* die Verbindung zu heutigen Einstellungen zu Tod und Sterben herstellt – als Entsprechung, als Kritik oder auch als offenes Problem?

Der Gang meiner Ausführungen legt sich nahe durch die bereits erwähnte Fülle gleichgerichteter Erbauungsschriften zum Thema Tod und Sterben sowie durch deren Abkunft von den mittelalterlichen *artes moriendi*. Ganz kurz muss daher hier auf diese Tradition sowie auf ihre Rezeption durch die Reformation eingegangen werden (I.).⁶ Mollers Sterbebuch ist sodann in diesen Kontext einzuordnen (II.), und schließlich muss seine Eigenart herausgearbeitet und gedeutet werden (III.).

I. GRUNDZÜGE DER *ARS MORIENDI* IM MITTELALTER UND IHRE REFORMATORISCHE REZEPTION

In der Vorrede zu seinem *Manuale* gibt Moller zu erkennen, dass er mit der Literaturgattung der Sterbebücher wohl vertraut ist. Er teilt sie ein in „gute Lehr=Bücher“, „nützliche Trostbüchlein“ und gelehrte Abhandlungen „voller Disputationen vnnd Controversien“. Da er keine Beispiele für die verschiedenen Arten nennt, ist seine Einteilung nicht leicht nachvollziehbar. Deutlich ist nur, dass er sein eigenes Unternehmen von allen drei Gruppen dadurch abzugrenzen beabsichtigt, dass er den Erfahrungsbezug

6 Hierzu kann ich mich auch deswegen kurz fassen, weil eine germanistische Dissertation zu dem Thema erschienen ist: Claudia Resch, *Im Angesicht des Todes. Frühe reformatorische Anleitungen zur Seelsorge an Kranken und Sterbenden* (Tübingen 2006). Die Arbeit beginnt mit einer relativ ausführlichen Darstellung der mittelalterlichen *ars moriendi*. Sie stellt in exemplarischen Textanalysen differenziert das Verhältnis zwischen der alten *ars moriendi* und den reformatorischen Texten dar. Die Moller-Zeit wird in ihr natürlich nicht mehr erfasst. Es wird aber deutlich, wie eng Mollers Beziehung zu der frühreformatorischen Trostliteratur ist, im Hinblick auf die Bedeutung der Rechtfertigungslehre für die Sterbelehre, aber auch im Hinblick auf die Problematik der Vermittlung, die schon in diesen Schriften reflektiert wird. – Auch an einschlägigen älteren Arbeiten fehlt es nicht. Die Forschungen zur Leichenpredigtliteratur haben auch die zur *ars moriendi* befruchtet (und umgekehrt). Ich nenne nur die Namen Rainer Rudolf, Rudolf Mohr, Helmut Appel, Hansjakob Becker.

seiner Schrift betont. (Dazu ist unter III. mehr zu sagen.) Dass er sich in ihr an seinen Vorgängern orientiert, ist auf Schritt und Tritt zu erkennen und auch gar nicht anders zu erwarten. Es gibt kaum eine Literaturgattung, die so stark von feststehenden Formelementen geprägt ist wie die Sterbebuchliteratur. Wenn sich auch eine eigene Gattung der *ars moriendi* erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts herausbildete, so war dies doch nur möglich, weil es eine lange Tradition theologischer und kirchlicher Schriften gab, in denen man das Thema Tod und Sterben für eine *ars vivendi*, eine Lehre vom rechten Leben, zu nutzen versuchte. Die doppelte Intention des Trostes für Sterbende und der Ermahnung für die Lebenden sind typisch für die Gattung, wenn auch – mit Rücksicht auf die Zeitumstände – die eine oder die andere Intention stärker hervortreten konnte.

In der spätmittelalterlichen *ars-moriendi*-Literatur steht der Trostgedanke im Vordergrund. Die jetzt entstehenden Schriften „wollen primär nicht mehr zu einem christlichen, tugendhaften Leben anleiten, sondern sie zielen jetzt auf den Sterbeprozess selbst, auf die Sterbestunde und auf die geistliche Begleitung in diesem Prozess“.⁷

Die wichtigsten Texte und Formstücke kann ich jetzt nur nennen und kurz charakterisieren. Es sind dies: die *Admonitio Anselmi* (Anselm von Canterbury (1034–1109) zugeschrieben), deren Bestandteile – *Fragen* an den Sterbenden nach seinem Glauben sowie *Mahnungen* – in viele andere Sterbebücher übernommen wurden. So finden sie sich auch in der wohl bedeutendsten mittelalterlichen *ars moriendi*, dem so betitelten dritten Teil des *opus tripartitum* von Johannes Gerson (1363–1429; deutsch durch Geiler von Kaysersberg 1509). Als dritter Text ist hier die *Bilderars der fünf Anfechtungen* (um 1415) zu nennen, die in großen Holzschnitten jeweils auf der linken Buchseite die Versuchungen im Sterben (zum Glaubenszweifel, zur Verzweiflung, zur Ungeduld, zur Selbstüberhebung und zur Habsucht) und auf der rechten die guten Einsprechungen darstellt, die den Sieg über die Anfechtungen erringen. In allen diesen Sterbelehren ist zu konstatieren, dass sie den Sterbenden nicht mit dem Verweis auf das eigene Leben und die guten Werke trösten, sondern ihn ausdrücklich zum Vertrauen allein auf das Verdienst Christi und auf Gottes Barmherzigkeit anhalten.⁸

An diese Christuszentriertheit der mittelalterlichen Sterbelehre konnte die reformatorische Theologie und Frömmigkeit anknüpfen. Aber natür-

⁷ Helmuth Rolfes (wie Anm. 5), S. 25.

⁸ Die fünfte Frage der *Admonitio Anselmi* in deutscher Übersetzung: Der Sterbende soll gefragt werden, „ob er festiglich glaub: das vnser lieber Herr Cristus Jhesus warer gott vnd mensch vmb seynen willen yn von dem ewigen tod zu erlösen, gecreutziget vnd gestorben sey.“

lich wird auch dieser Bereich der Seelsorge von der theologischen Neuorientierung an Wort und Glauben her neu gestaltet. In seinem Sermon von der Bereitung zum Sterben (1519) hat Luther die Anfechtungen, die den Sterbenden überfallen, sicher nicht ohne Anregung durch die Bilderars, durch die drei Bilder des Todes, der Sünde und der Hölle veranschaulicht. Diese Bilder im Sterben *nicht* anzusehen, sondern „die Augen fest zu[zu]halten“ vor ihnen, darin besteht nach Luther die „Kunst“, die *ars moriendi*.⁹ Freilich differenziert er diesen Ratschlag durch zwei Zusätze: Im Leben soll man sich durchaus von den Bildern des abscheulichen Todes, der verdammlichen Sünde und der grauenvollen Hölle erschrecken lassen. Diese Bilder sind nicht einfach Trugbilder, sondern sie enthalten Substanz und Funktion dessen, was Luther sonst dem Gesetz zuschreibt. Sie bewirken die Selbst- und das heißt Sündenerkenntnis des Menschen. Weil sie gerade über den Sterbenden große Macht haben, ist das Absehen von ihnen nicht so möglich, dass er sie bekämpft, sie sich „aus dem Kopf schlägt“, sondern nur so, dass er ein noch mächtigeres Bild dagegen setzt: das Bild Christi am Kreuz, an dem er Tod, Sünde und Hölle überwunden hat.

Je tiefer und fester du dies Bild in dich hineinbildest und ansiehst, desto mehr fällt das Bild des Todes ab und verschwindet von selbst ohne alles Zerren und Streiten. Und so hat dein Herz Frieden und kann mit Christus und in Christus ruhig sterben.¹⁰

Die Ein-bildung kann auch so formuliert werden:

Du mußt den Tod in dem Leben, die Sünde in der Gnade, die Hölle im Himmel ansehen und dich von dem Ansehen oder Blick nicht lassen wegtreiben.¹¹ Darum laß dir's nur nicht aus den Augen nehmen und suche dich nur in Christus und nicht in dir, so wirst du dich auf ewig in ihm finden.¹²

Dass dieses Uns-in-Christus-Hineinsehen, ihn sich Ein-bilden nicht eine bloße wirkungslose Vorstellung bleibt (eine Einbildung im heutigen Wortgebrauch), dessen werden wir durch die Sakramente vergewissert. (Luther rechnet 1519 neben dem Abendmahl noch die Beichte und die letzte

9 Martin Luther, *Ausgewählte Schriften*, hg. von Karin Bornkamm und Gerhard Ebeling, Bd. II, S. 21. Darauf beziehen sich die folgenden Seitenzahlen im Text.

10 Ebd., S. 21.

11 Ebd., S. 21.

12 Ebd., S. 23. „Suche dich nur in Christus und nicht in dir.“ Ich merke schon hier an, dass mir in diesem Wort die gedankliche Brücke zu liegen scheint, die von der alten *ars moriendi* in die heutige Situation zu führen vermag. Die Modernität, die in diesem Gedanken liegt, zeigt sich freilich nicht an der Oberfläche, sondern bedürfte einer Ausarbeitung, die hier nicht geleistet werden kann. Es muss bei Andeutungen am Schluss des Vortrags bleiben.

Ölung dazu.) Sie sind „ein sehr großer Trost [...] und wie ein sichtbares Zeichen für die göttliche Gesinnung, an das man sich halten soll mit einem festen Glauben“.¹³

Das ist der Hauptgedanke der reformatorischen Sterbelehre: Gottes Zusage, den Menschen im Bild Christi anzusehen, ihn mit Christus zu identifizieren (zu verwechseln!), durch seine Zeichen verbürgt, im festen Glauben angenommen – das ist alles, was der Mensch braucht wie im Leben, so im Sterben. Dafür Gott zu lieben und zu loben „erleichtert das Sterben gar sehr“.¹⁴

Mitunter in mystischer Sprache wird in diesem Sermon, der weit reichenden Einfluss auf die evangelischen Sterbeschriften hatte, die Rechtfertigungslehre bereits am Thema des Sterbens durchgeführt. Die Konzentration auf den Glauben, der allein wahren Trost erlangen kann, bewirkt in den evangelischen Sterbebüchern *zum einen* die erneute Durchführung der Sterbelehre als Lebenslehre, nun allerdings weniger im Sinne eines ethischen Appells als vielmehr im Sinne einer theologischen Anleitung zum Leben aus dem Glauben. – *Zum andern* kommt durch die enge Verbindung mit der Rechtfertigungslehre in viele evangelische Sterbebücher ein deutlich theologisch-lehrhafter Zug.

II. MOLLERS MANUALE IM KONTEXT DER REFORMATORISCHEN STERBESCHRIFTEN

Wie ist nun Mollers Sterbebüchlein¹⁵ in diese evangelische *ars-moriendi*-Literatur einzuordnen? Darauf gibt es zwei gegensätzliche Antworten: als ganz ähnlich – und als ganz anders.

Ähnlich ist es in beiden eben genannten Punkten: Es führt die Sterbelehre als Lehre für das christliche Leben aus und es ist der reformatorischen Lehre verpflichtet. Dafür einige charakteristische Beispiele.

Bereits der Aufbau der Schrift zeigt Moller als einen klar planenden Geist: vom Allgemeinen her, von der Wahrheit der Sterblichkeit (*mors certa – hora incerta*) her, führt Moller den Leser ins Innerste der individuellen Buße (Kap. 2), und er entlässt ihn nach dem Durchgang durch alle Phasen des christlichen Lebens und Sterbens, von der Krankheit bis zum letzten Seufzer mit dem Ausblick auf das ewige Leben, dem weitesten Allgemeinen. Dies ist eigentlich kein selbständiges Thema der Sterbelehre mehr, so

13 Ebd. S. 27.

14 Ebd., S. 34.

15 Martin Moller, *Manuale de praeparatione ad mortem*, Görlitz 1593; hier zitiert nach der Ausgabe Lüneburg 1763, angebunden an Mollers „*Praxis Evangeliorum*“, Lüneburg 1763.

wenig wie die jeweils ein ganzes Kapitel beanspruchenden Ausführungen über die Buße¹⁶ und über das christliche Leben, dessen sechs Stücke er möglicherweise aus Luthers Schrift „Von den Konzilien und Kirchen“ (1539) genommen und leicht abgewandelt hat.¹⁷ Den eigentlichen Sterbetrost enthält in erster Linie das zentrale Kapitel 6. Es hat die Aufgabe zu zeigen, „wie ein Christen=Mensch sich freudig und fröhlich zum Sterben ergeben, alle Bitterkeit des Todes überwinden, und in gläubiger Beständigkeit bis an das Ende verharren könne und solle“.

Dieses Kapitel wird eingerahmt von Auseinandersetzungen mit Einwänden gegen die religiöse Auffassung des Sterbens in den Kapiteln 5 und 7. Das Eingehen auf Zweifelsfragen ist überhaupt ein Kennzeichen des *Manuale* – ebenfalls ein Indiz für die lehrhafte Tendenz des Büchleins. Davon gleich mehr.

Das 8. Kapitel ist dann ganz praktisch auf die Situation des Sterbens und der Sterbebegleitung bezogen. Es enthält vor allem Bibelsprüche und Gebete, aber auch (eigene und fremde) Kirchenlieder, die als Trostsprüche am Sterbebett geeignet waren, aber auch anderweitige Verwendung finden konnten, etwa in der Sterbevorbereitung oder als Textfundus für Leichenpredigten oder Trauermusiken.¹⁸

Das letzte, 9. Kapitel führt mit Schilderungen des ewigen Lebens und der ewigen Verdammnis über die Situation im Sterbezimmer hinaus und bringt dieses überall in der Trostliteratur präsente Motiv als selbständiges Lehrstück zur Geltung. Man kann vermuten, dass dies auch aus einem dogmatischen Interesse heraus geschah: dass vom Tod nicht ohne den

16 Aufschlussreich für die theologische Ausrichtung Mollers ist die Darlegung der Buße nach melanchthonischem Verständnis, also unter Einbeziehung des neuen Gehorsams als drittem Teilstück.

17 Luther nennt allerdings sieben Stücke, an denen man die wahre Kirche erkennt: 1. „das heilige Gotteswort“, 2. das Sakrament der Taufe, 3. das Sakrament des Altars, 4. das Amt der Schlüssel, 5. die Berufung in geistliche Ämter, 6. das Gebet, 7. das Kreuz. – Moller beschreibt sechs Stücke des christlichen Lebens: 1. Gottes Wort als Gesetz und Evangelium, 2. die Taufe, 3. das Abendmahl, 4. Kreuz und Leiden, 5. Berufstreue, 6. das Gebet. Er ersetzt also die Berufung in geistliche Ämter durch die Berufstreue, übergeht das Amt der Schlüssel und zieht das Merkmal Kreuz und Leiden vor. – Wenn Moller sich hier an Luther gehalten hat, dann jedenfalls mit den für seinen Zweck nötigen Abwandlungen. Interessant ist, dass die Merkmale des Kircheseins von Moller auf das persönliche Leben des Christen übertragen werden.

18 Derartige kleine Kompendien biblischer Trostsprüche finden sich auch in anderen Sterbebüchlein. Für ihre Verwendungsmöglichkeit verweise ich hier nur auf die Musikalischen Exequien von Heinrich Schütz: Von 14 dort verwendeten Bibelsprüchen sind nur zwei nicht bei Moller zu finden. Ob hier eine literarische Abhängigkeit besteht? Das bedürfte noch näherer Prüfung.

Ausblick auf das neue Leben zu sprechen sei. Die Funktion der Rahmenbildung mit dem 1. Kapitel habe ich schon erwähnt.¹⁹

Dieser theologisch durchdachte Plan des *Manuale* ist als erster Beleg für die Lehrhaftigkeit des ganzen Buchs zu nennen. Es ist weit mehr als eine Sterbeschrift. Man könnte es eine Laiendogmatik unter dem Aspekt der Sterbeproblematik nennen. Diese Weite der Behandlung des Themas deutet Moller am Beginn des Vorworts an, wenn er schreibt, alles,

was ein Christen=Mensch auß Gottes Wort studieren / behalten vnd thun sol /
steht in dem / daß er lerne:

1. Christlich leben / vnd

2. Seliglich sterben.²⁰

Wie diese beiden Aspekte ineinander greifen und nicht gesondert betrachtet werden können, kommt immer wieder zum Ausdruck mit Formulierungen wie dieser: Der Psalmist (Ps 90) bittet Gott, „Er wölle vns durch seinen H. Geist die Gnade geben / daß wir auß seinem heiligen Wort lernen vnser Leben also anstellen vnd beschliessen / damit wir auch dort ewiglich leben mögen“.²¹

Wer sein Leben „so anstellt“, für den relativiert sich die Bedeutung der Todesstunde. Aus Gottes Wort muss man lernen – und das nicht auf dem Sterbelager! –, wie das Gesetz uns anklagt und zu wahrer Buße treibt und wie das Evangelium den ob seiner Sünde Bekümmerten aufrichtet. Das hier zu Lernende genügte zum lebenslangen Üben im Glauben und eigentlich auch als Sterbetrost. Aber der ist dennoch nötig, weil der Mensch ein den Anfechtungen unterworfenen, glaubensschwaches Wesen ist, dem die naturhaften Seiten des Sterbens Angst machen und der um seine Beständigkeit etwa in einem langwierigen Sterbeprozess bangt oder sonst wie um seine Seligkeit besorgt ist.

Die Argumente, die Moller gebraucht, um diese Ängste zu beheben, sind inhaltlich nicht originell. Hier ist er sich sogar besonders einig mit der übrigen Sterbeliteratur: Es gilt zu zeigen, dass das Festhalten am Leben dem Gehorsam widerspricht, den wir Gott schulden; dass dieses Leben ohnehin nicht so erstrebenswert ist, wie es uns die „Weltliebe“ einreden will – wofür eine ganze Phalanx an biblischen Zeugen ins Feld geführt wird –, dass das ewige Leben alle Herrlichkeit dieses Lebens überbieten wird und dass die Vergebung der Sünden uns in Frieden hinfahren lässt.

19 Von der Allgemeinheit der Sterblichkeit zur Allgemeinheit des ewigen Lebens in Seligkeit oder Verdammnis (vgl. oben S. 8).

20 Luther, Vorrede 1593, S. Aij.

21 Ebd., S. Aijj.

Aber an dieser Stelle beginnen nun doch auch die Unterschiede zwischen Mollers Sterbebüchlein und anderen, wird Mollers Besonderheit erkennbar.

III. DIE EIGENART VON MOLLERS *MANUALE*

Moller selbst hat die Besonderheit seines Buchs gesehen – und gewollt! In einer ungewohnt persönlichen Bemerkung in der Vorrede äußert er sich über seine Forderung an ein gutes Trostbüchlein und über seine Schwierigkeiten, dieses Buch zu schreiben. Sehr hoch hängt er die Messlatte: Er sei seit vielen Jahren „gesonnen gewesen / ein solches Büchlein an Tag zu geben / darinnen der Einfältige / gemeine Laye kürztlich / nit allein alle vornehme Lehren / Trost vnd Vermahnung / sondern auch gute / eynfältige Anleytung hette/ wie er alles zum Christlichen Leben / vnd seligen Sterben / lieblich / anmutig vnd tröstlich gebrauchen könne“, er habe aber „etlichmal abstehen“ müssen. Denn für diese Aufgabe sei nur der geeignet, der „im Ampt wol geübet / mit Krancken viel vmgangen / selber Creutz vnd Anfechtungen geschmecket / deß Todtes Stachel gefühlet / vnd die Gabe hätte, daß er betrübte Hertzen trösten köndte.“

Jetzt erst, nach 21 Jahren im Amt, so schreibt er, habe er sich ihr endlich gewachsen gefühlt. Und wenn jetzt die Leser, für die er schreibt, die „einfältigen Layen“, „solche meine Arbeit fleissig gebrauchen / vnd sich wol darinnen üben / ich weiß gewiß / sie werden heylsamen Nutzen davon haben“.²²

Aus eigener Erfahrung zum Gebrauch der tröstlichen Lehren anzuleiten: das ist es, was er über die bereits vorhandenen Sterbetrostbücher hinaus bieten möchte – und selbstbewusst zu bieten verspricht!

Die Umsetzung dieses „Programms“ ist am Stil des Buches zu beobachten und darzustellen. Darum werde ich in diesem letzten Teil meines Referats einen Textauszug (s. Anhang) behandeln und an ihm zeigen, wie Moller seine Absicht verwirklicht.²³ Zunächst aber noch eine Bemerkung zu der Grundform der Werke Mollers, die ich als meditative Katechese bezeichnen möchte.²⁴ Er nimmt erwartbare (oder auch nur vom Autor gewünschte) Fragen auf, beantwortet sie kurz, um sodann in derselben biblisch geprägten Sprache sich an die „liebe Sele“ zu wenden und anschließend noch einmal dasselbe in Form eines Gebets zu Gott oder Jesus Christus zu sagen. Ist schon diese Grundform exzeptionell, so noch mehr

²² Luther, Vorrede 1593, S. Biiij.

²³ Vgl. den Abdruck im Anhang.

²⁴ Vgl. Elke Axmacher, *Praxis Evangeliorum. Theologie und Frömmigkeit bei Martin Moller (1547–1606)*, Göttingen 1989, S. 92 u. ö.

die Modernität mancher seiner Fragen und Antworten. Es gibt sicher nicht viele Schriften dieser Gattung, in der Einwände wie die folgenden zur Sprache gebracht würden:

Wenn nun ein Christen=Mensch [...] täglich seines Sterb=Stündleins gedenckt, befindet sich es gleichwol in uns, daß sich das menschliche Hertz für dem Tode entsetzet“ (Kap. 5, I) oder: „Sage mir, was du wilt, das Leben ist edel, das Leben ist lieb? (Kap. 5, VIII)

Einwände, die ernst genommen und in ihrem begrenzten Recht zur Geltung gebracht werden. Moller erweist sich in seinen Antworten als vom Humanismus und dessen positiver Einstellung zum Leben beeinflusster Zeitgenosse – vielleicht könnte man auch sagen: als Schüler des Görlitzer Gymnasium Augustum? So antwortet er auf den ersten Einwand, dass der Tod Entsetzen auslöst: „Das ist natürlich, liebe Sele, denn unsere Natur ist anfänglich nicht zum Tode, sondern zum Leben erschaffen. Der Tod aber ist um der Sünde willen in die Welt kommen.“ (5, I),

Und auch der zweite Einwand erfährt zunächst keinen Widerspruch: „Dawider rede ich nicht. Habe aber zuvor hievon Bericht genug gethan: Es ist wol das Leben lieb, und eine edle Gabe Gottes, ist auch keine Creatur so geringe, es schützet sein Leben, und spreusset sich wider den Tod.“ (Kap. 5, VIII).

Umso entschiedener muss dieser Liebhaber des Lebens dann aber auch die Begrenztheit dieser natürlichen Sicht auf das Leben vertreten. Er tut es an dieser Stelle durch eine freundlich-vernünftige Argumentation in drei Schritten:

(1) Du mußt aber, liebe Sele, das Leben nicht lieber haben als den Schöpfer, die Gabe nicht höher achten als den Herrn, der es dir es gegeben hat. ... (2) Must auch nicht vergessen, daß er dir viel ein besseres erworben, und dir zum Besten durch seine Himmelfahrt schon eingenommen hat [...]. ... (3) Weil du aber ja so sehr auf diß Leben bauest, und dasselbe so gar viel zu lieb hast, muß ich dir es ein wenig abmahlen, und zeigen, was diß Leben sey, ob du dermales desselben überdrüssig werden, und nach dem ewigen dich sehnen möchtest.

Und nun folgt die ganze Reihe der biblischen Zeugen, die sich auf Erden als Gäste gefühlt und nach der himmlischen Heimat gesehnt haben.²⁵ Denn das ist trotz allem das eigentliche Ziel von Mollers Sterbebüchlein:

25 In dem Lied „Ich bin ein Gast auf Erden“ (EG Nr. 529) nennt Paul Gerhardt Abraham, Isaak und Jakob stellvertretend für „die lieben Alten“, deren Erdenwandel eine Pilgerschaft war und die sich nach dem rechten Vaterland gesehnt haben: Strophen 4–6 (Original).

Die Menschen dahin zu führen, dass sie dieses Leben nicht „gar zu lieb“ haben, sondern „nach dem ewigen sich sehnen“.

Wo diese Absicht in den Vordergrund rückt wie im 6. Kapitel, da tritt das lehrhafte Moment zurück und Moller wird vom einfühlsamen Lehrer zum Vorbeter, ja zum ekstatischen Seelenführer. Das möchte ich Ihnen an dem Textauszug im Anhang zeigen. Es ist ein Abschnitt aus dem 6. Kapitel, das nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch den Höhepunkt des Buches bildet. Der erste Abschnitt nimmt den Leser mit hinein in eine Sicht des Sterbens, die ganz anders ist als die natürliche und die allein auf der „Zuversicht zu unserem HErrn Jesu Christo“ beruht. Was Christus für mich getan hat, vertreibt alle Todesfurcht: Diese Aussage wird über mehr als zwei Spalten in zumeist biblischen Wendungen entfaltet bis hin zum unio-mystica-Gedanken – nein, nicht Gedanken, sondern zum Erleben-lassen, soweit das Medium der Sprache das noch kann. Hier wie auch in den beiden weiteren Abschnitten des Kapitels kann man wirklich von einer Jesus-Mystik bei Moller sprechen.

Der dritte Abschnitt geht von der Frage nach der Erwählung des Menschen aus – der Prädestinationszweifel war eine der schwersten Anfechtungen im Sterben und wird in vielen Sterbebüchern nach dem Vorbild von Luthers Sermon von der Bereitung zum Sterben behandelt. In dem zweiten Textabschnitt geht es um das ebenfalls häufig erwähnte Problem der Beständigkeit (*perseverantia*) im Glauben bis ans Ende. Der sachliche Gehalt von Mollers Antwort ist mit kurzen Worten: Die Sorge um das Verharren bis ans Ende ist überflüssig, weil nicht wir die Standhaftigkeit aufbringen müssen, sondern Jesus selbst sich dafür verbürgt: Er lässt uns nicht – darum werden wir ihn nicht verlassen. Das bezeugen viele Worte in der Heiligen Schrift. Dies ist der Trost, den zu spenden Moller beabsichtigt. Dafür hätten (wie hier in meinem Manuskript) drei Zeilen gereicht. So hätten es vielleicht die „nützlichen Trostbüchlein“ gemacht, die doch das vermissen lassen, was Moller am wichtigsten findet: Anleitung zu geben, wie der Laie das Gesagte auf sich beziehen soll. Das aber ist eben Mollers besonderes Anliegen. Und er kennt die Mittel, mit denen er das erreichen will: Die Aneinanderreihung von Jesusworten, die seinen Hörern und Lesern vertraut sind; dazwischen Aufforderungen an die „liebe Sele“, häufig durch die rhetorische Figur der exclamatio emphatisch verstärkt, sich die Bedeutung der Schriftworte zu vergegenwärtigen („Höre doch“; „Mercke doch“). Mit dem „Derohalben“ wird die conclusio eingeleitet: „sey getrost und freue dich“, und sogleich wird dem Leser die Einstimmung mit einem Pauluswort in den Mund gelegt: „Ich weiß, an welchen ich gläube [...]“, und (auch wiederholt) „ich bin gewiß [...]“. Aber auch dieses Bekenntnis

genügt noch nicht, um das Herz fest zu machen in der Zuversicht. Die Gewissheit muss vor Jesus im Gebet ausgesprochen werden, und erst hier kommt sie zum Ziel in den emphatischen Rufen, die das als persönliche Beziehung aussagen, was bisher „nur“ Zusagen waren. Dem Versprechen am Anfang: „Du hast deinen HErrn JEsu(m) Christu(m) zu einem großen Bürge(n)“ entspricht jetzt die Annahme und Anrufung, verstärkt durch die rhetorische Frage: „O du großer Bürge, wer wollte an dir verzagen?“ Auch diese Figur wird noch zweimal wiederholt: „O du almächtiger Hirt, wer will [...]?“ „O du liebevoller Heiland, [...] wer will [...]?“ Und die letzte, nun nicht mehr fern liegende Steigerung wird erreicht durch die Einheitsaussagen der mystischen unio: „Du bist ja mein, u. ich bin dein, du lebest in mir, und ich in dir.“ Eine weitere halbe Spalte des Gebets füllen die auf diese Liebesunio bezogenen biblischen Bilder wie die vom Weinstock und den Reben, von Bräutigam und Braut. Das Gebet endet in begeisterten Anrufungen Gottes (bzw. Jesu), und in Bekenntnissen der Liebe und der Sehnsucht, schließlich in einer Reihung von superlativischen Rufen: „O allerschönster, allersüßester, allerliebster, allerfreundlichster Herr! [...]“, der endgültigen Übereignung an Jesus: „dir lebe ich, dir sterbe ich, dein bin ich todt und lebendig [...]“ und einem klassischen Lobpreis, mit dem der Beter auf den Ausgangspunkt zurückkommt: die Frage nach der Beständigkeit im Glauben: „Gelobet sey der Herr mein Gott, der meine Seele so wol versichert und getröstet hat. Amen.“

Bis zu diesem „Amen“ muss der Leser mitgehen, wenn er sich den Sterbetrost zu Eigen machen will. Nicht ohne die lehrmäßige Erkenntnis, aber auch nicht durch sie allein ist die Aneignung möglich, die dem Leser den „heylsamen Nutzen“ aus diesem besonderen Sterbebuch bringt. Ich nenne noch einmal zusammenfassend die Elemente, die diese Besonderheit ausmachen:

– Zuerst der Umgang mit der Bibel auf mehreren Ebenen, in verschiedenen „Tonlagen“, in der Belehrung, im bestätigenden Bekenntnis und im Gebet, mit Zitaten oder mit Anspielungen, wörtlich oder metaphorisch gebraucht. Man möchte von einem virtuosen Umgang mit der Schrift sprechen, wenn das erlaubt ist. Die Bibel wird auf diese Weise angeeignet, ins eigene Leben hineingezogen. Man versteht plötzlich den befremdlichen (allerdings auf den „Schatz“ des Blutes Jesu bezogenen) Ausdruck in Paul Gerhards Lied „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld“, es solle sein „in Einsamkeit mein Sprachgesell / Zu Haus und auch auf Reisen“. Gottes Wort wird für Moller sein Sprachgesell – im Leben und im Sterben.

– Sodann die sprachliche Grundform der meditativen Katechese mit ihrem Wechsel von schlichter Antwort, meditierender Anrede bzw. Selbstanrede und Gebet, wodurch allein es zur Aneignung des Gesagten kommt.

– Nicht gewöhnlich ist auch Mollers rhetorische Fähigkeit. Seine Sprache und die rhetorische Gestaltung seiner Texte sind eine bedeutende Leistung in der deutschen Sprachgeschichte. Religiöse Gedanken bedürfen einer differenzierten, schmiegsamen Sprache und einer wirkungsvollen Rhetorik. Weder der kunstlose Bekenntnisstil noch die zum geistlichen Jargon herabgesunkene Anbiederungsrhetorik mancher theologischer Popstars wird diesem Anspruch gerecht. Moller hatte sich diese Sprache durch seine Übersetzung von altkirchlichen und mittelalterlichen Quellentexten in seinen „*Meditationes sanctorum Patrum*“ angeeignet (Bd. I: 1584, Bd. II: 1591)

– Schließlich die enge Beziehung zwischen Lehre und Gebet. Was gelehrt wird, wird sofort ins Gebet genommen.

– Die Art und Weise, wie religiöse Belehrung bis zum Ende durchgeführt wird: dass den Belehrten die Worte in den Mund gelegt werden, mit denen sie sich ausdrücken können.

– Inhaltlich unterscheidet Mollers *Manuale* sich von anderen Sterbebüchern vor allem durch die Offenheit, die er der neuen, im Humanismus gründenden positiven Wertung des Lebens entgegenbringt.

Fragen wir nun am Ende doch noch, wo sich Ansatzpunkte für eine heutige *ars moriendi* in diesem Buch abzeichnen. Eine Grenze gibt es, die nicht zu überschreiten ist, an die wir gleichwohl immer wieder herantreten müssen, um zu hören, was man uns von „drüben“ zu sagen hat. Ich höre bei solchen Grenzgängen etwa dies:

1. Die christliche Auffassung vom Tod sagt: Er ist das Ende des Menschen, der auf sich selbst gestellt sein will. Er ist das Ende des homo faber; er ist das Ende des Guten wie des Bösen in uns, er ist das radikale Ende von allem, was wir sind. Denke nicht, dass das Christentum das Todesgeschick abmildert.

2. Die Grundaussage des Buches ist mit den Worten Paul Gerhards wiederzugeben: „An mir und meinem Leben / Ist nichts auf dieser Erd,/ Was Christus mir gegeben, / Das ist der Liebe wert.“²⁶ Die Herausforderung für uns liegt darin zu sagen, was Christus und seine Gabe heute für uns bedeutet. Die Grenze ist hier schmerzlich spürbar, weil wir die Aussagen über das, was „Christus mir gegeben“, ehrlicher Weise nicht in dersel-

²⁶ Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich“, EG 351,3.

ben Sprache wiederholen können. Wir brauchen eine neue Sprache, die aus neuen Erfahrungen erwächst. Die Wirklichkeit Christi ist für uns erfahrbar als unbedingte Liebe, die ganz vom anderen her lebt und für ihn eintritt – unbedingt, es koste auch das Leben – das also „der Güter höchstes“ nicht ist. Menschliche Liebe, auch die größte, bleibt unvollendet, bleibt vieles schuldig. Nach dem Antlitz Christi gestaltet zu werden, seinem Bild ähnlich zu werden bedeutet vollendet zu werden in der Liebe, die nicht aus uns stammt und in die wir nur durch den Tod als radikales Ende unseres selbstischen Wesens gelangen. – Das höre ich, wenn auch in einer anderen Sprache, von jenseits der Grenze. Ich verstehe es am besten in dem Wort, das Luther für diesen Sachverhalt gefunden hat: „Suche dich nur in Christus und nicht in dir.“

3. Was mich von Moller her anspricht, ist: seine biblische Sprache, jenes „Sich-Einwickeln“ in die Worte der Bibel, „wie wir in das Totenhemd eingehüllt werden“, sagt er einmal. Ob wir eine neue glaubwürdige Bibelsprache finden könnten?

4. Was mir bedenkenswert erscheint, ist sein Festhalten an der Lehre, auch wenn uns das, was er lehrt, oft zu unvermittelt, zu sehr als bloßer Lehrsatz ohne Existenzbezug erscheint. Aber für ihn war diese Lehre sinn- erfüllt und existenzbezogen, und so hat er sie „ins Gebet genommen“. Entsprechendes müsste in unserer Theologie wieder stärker versucht werden, damit die Klagen über die Kopflastigkeit der akademischen Theologie und die Kopflosigkeit der „Gemeindetheologie“ ein Ende nehmen. Die kirchliche Rede von Tod und Sterben wäre ein geeigneter Versuchs- und Prüfstein dafür. Und Martin Mollers Durchführung der Sterbelehre als Lehre vom Leben aus und mit Christus wäre als Vorbild dabei nicht veraltet.

Anhang:

Manuale de Praeparatione ad mortem, Kap. VI, Abschnitt 2.

II. Das bringet ja freylich Leben und Trost ins Hertz, wenn ich aber auch könnte also beständig verharren, daß mein Glaube nicht aufhöre.

Du hast deinen HErren JESum Christum zu einem grossen Bürgen, der dir für das Leben gut ist. Denn so spricht er: Alles was mir mein Vater gibt, das kömt zu mir, und wer zu mir kömt, den werde ich nicht hinaus- stossen, denn ich bin vom Himmel kommen, nicht, daß ich meinen Willen thue, sondern deß, der mich gesandt hat, Joh. 6. Das ist aber der Wille des Vaters, der mich gesandt hat, daß ich nichts verliere von allem, das er mir gegeben hat, sondern daß ich es auferwecke am jüngsten Tage: Das ist aber der Wille deß, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn sihet, und gläubet an ihn, habe das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage.

Höre doch hie, liebe Sele, auf den Mund der Warheit, welche trostreiche Worte sind das! Wie können sie Hertz und Muht erfreuen! Hie bezeuget dir ja der HErr, der nicht liegen kann, dein Glaube sol nicht aufhören, du sollest nicht verlohren, sondern beständig erhalten werden zum ewigen Leben.

Abermal spricht der HErr: Ich habe für dich gebeten, dass dein Glaube nicht aufhöre, Luc. 22.

Und abermal: Meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und die folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und niemand wird sie aus meiner Hand reissen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist grösser denn alles, und niemand wird sie aus meines Vaters Hand reissen, ich und der Vater sind eins, Joh. 10. Deßgleichen spricht er auch: Maria hat das gute Theil erwählet, das sol nicht von ihr genommen werden, Luc. 10.

Mercke doch, meine Sele, wie könnte dich der Herr schöner versichern, weil er dir gelobet, und zugesaget, er wolle durch die Kraft seines Geistes gut dafür seyn, dein Glaube sol auch nicht aufhören, niemand sol dich aus seiner und seines Vaters Hand reissen, und das gute Theil, das du in deinem Hertzen hast, sol nicht von dir genommen werden. So bist du nun gewiß, meine Sele, beyde des ewigen Lebens und auch der Beständigkeit zum ewigen Leben, daß du durch seine Gnade beständig verharren werdest bis ans Ende, er wolle dich nicht lassen, und du werdest ihn nicht lassen.

Derohalben sey getrost, und freue dich, und sprich mit S. Paulo, 2 Tim. 1. Ich weiß, an welchen ich gläube, und bin gewiß, daß er mir meine Beylage bewahren kann bis an jenen Tag. Und abermal Rom. 8. Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Creatur mag mich scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo JEsu ist, unserm HErrn.

Herr Jesu Christel Du bist ja allein mein rechtes einiges und ewiges Theil, das ich erwählet habe, und bin gewiß, und in meinem Hertzen versichert, es wird nicht von mir genommen werden, Luc. 10. O du grosser Bürge! Wer wollte an dir verzagen? O du almächtiger Hirt! Wer will mich aus deiner Hand reissen? Joh. 10. O du liebereicher Heiland! Der du die Liebe selöber bist, wer will mich von deiner Liebe scheiden? Du bist ja mein, und ich bin dein, du lebest in mir und ich in dir, Joh. 4. Du hast den Vorschmack der ewigen Wonne schon angezündet in meinem Hertzen, und mich manchen Freuden-Blick empfinden lassen. Ja, HErr JEsu! Ich fühle das Zeugniß deines heiligen Geistes in meinem Hertzen, welcher Zeugniß gibt meinem Geiste, dass ich ein Kind Gottes, und dein ewiger Mit-Erbe bin, Rom. 8.

Du bist der Weinstock, und ich eine Rebe an dir, du bist der Baum des Lebens, und ich dir fest eingepfopfet, durch meinen lebendigen Glauben, Joh. 15. Du bist der Bräutigam, und ich dein vertrautes Hertz, mit dir verbunden, mit dir vereinigt, mit dir verknüpft durch einen unauflöslichen Bund, welchen keine Noht noch Tod, kein Teufel, keine Angst, kein Schrecken zutrennen sollen ewiglich, Ose. 2. Mein HErr, mein GOtt, mein Hort, mein Trost, meine Lust, du Wonne meines Hertzens, du Freude aller meiner Kräfte! Wie brennet mein Hertz gegen dir! Wie sol ich mich an dir genugsam ergetzen! Wenn werde ich dahin kommen, daß ich dein tröstliches Angesicht schaue, Psal. 42.

O allerschönster, allersüssester, allerliebster, allerfreundlichster HErr! Dir lebe ich, dir sterbe ich, dein bin ich todt und lebendig, gantz gewiß versichert, versiegelt, bekräftiget, bestätigt, überzeugt in meinem Hertzen, dass ich ein auserwählter Erbe bin der ewigen Seligkeit. Gelobet sey der HErr mein GOtt, der meine Sele so wol versichert und getröstet hat. Amen!

Elke Axmacher: Nauka o śmierci jako nauka o życiu. Martina Mollera „Manuale de Praeparatione ad mortem”.

Axmacher poszukuje nawiązania z jej tematem poprzez porównanie z nowoczesną *Ars moriendi* autorstwa Arthura E. Imhofa, który wychodzi od końca wiary w życie pozagrobowe i w gotowości do pozostawienia tego świata upatruje się sztuki umierania: „Żyć w pełni – umierać w spokoju.” Zauważa ona, że Imhof rozważa sprawy z punktu widzenia człowieka kultury Zachodniej Europy, który ma wszelkie możliwości, do realizowania swego planu życiowego, lecz nie udziela żadnej odpowiedzi wszystkim tym, których życie zakończyło się niepowodzeniem bądź tym, którym zabrakło zewnętrznych pobudek do udanego planowania życia. W nawiązaniu do tego opisuje ona w części 1 zarysy *ars moriendi* w okresie średniowiecza i ich recepcję przez reformację, która na pierwszym planie stawia kwestie pocieszenia i uwypukla zasługi Chrystusa. Jest to szczególnie wyraziste w kazaniu Lutra o „Przygotowaniu do śmierci” (1519 r.). W porównaniu z Lutrem „Manuale” Mollera są z jednej strony bardzo podobne i dotyczą tych samych motywów, które pojawiają się u Lutra, co autorka wyjaśnia przy omówieniu pism Mollera. Z drugiej strony wyjątkowość „Manuale” Mollera spoczywa w jego już zgola nowoczesnym odwołaniu się do osobistego doświadczenia: „Na podstawie własnych doświadczeń sprowadzać do użytku nauki pocieszenia: to jest zasada, którą mógł polecać ponad materiałem istniejących już ksiąg dotyczących śmierci”. Axmacher na podstawie jednego z tekstów zaczerpniętych z „Manuale” objaśnia, na jakie nowoczesne pytania badawcze udziela on nam odpowiedzi. Dopatruje się w nim wpływów humanizmu, który zajmował o wiele bardziej pozytywne stanowisko wobec życia niż reformacja. W końcowej pochwalie podkreśla opanowanie języka przez Mollera, jego całą gamę języka biblijnego, zgodnego z kanonami ówczesnej epoki, której obecnie nam brakuje.